Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 13 (1971)

Artikel: Friedrich Schiller als Dichter der Freiheit

Autor: Thürer, Georg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550273

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Friedrich Schiller als Dichter der Freiheit

Ansprache von Professor Dr. Georg Thürer in der Aula der Bündner Kantonsschule in Chur, gehalten zu Martini 1959

Im zurückliegenden Herbst durfte die Bündner Kantonsschule als Frucht einer ersten Bauetappe an der «sonnigen Halde des Mittenberges» den neu erstellten Trakt beziehen, einen modernen, siebenstöckigen Bau, in dem unsere Gymnasiasten zukünftig ihren Unterricht empfangen werden. Das altehrwürdige Gebäude aber, 1850 als Bau der damaligen katholischen Kantonsschule erstanden, ist gleichzeitig in Schutt und Trümmer gesunken, um einem weiteren Neubau zu weichen. Dieser radikale bauliche Umsturz, dessen Zeugen wir sind, zeigt uns, wie sehr alles sich im Wandel und Umbruch befindet und man zu sorgen hat, daß darob die Bildungsaufgabe unserer kant. Mittelschule keinen Eintrag erleide. Denn nicht nur Schulung und Abgangszeugnisse dürfen unsere Lehrstätten vermitteln, sondern vor allem Bildung im weitesten Sinn, jene Verinnerlichung nämlich, die allein uns befähigt, uns stets auf die großen Aufgaben unserer Kultur zu besinnen.

Zu den schönsten Weihestunden unserer eigenen Kantonsschuljahre zählten jene, in denen wir an besonderen Gedenktagen mit den ewigen Werten unserer geistigen Heimat konfrontiert wurden. Es gehörte in diesem Sinne stets zur noblen Aufgabe der Kantonsschule, sich der großen Denker und Dichter zu erinnern. Bei einem solchen Anlaß durfte im Jahre 1959 Herr Prof. Dr. Gg. Thürer über Friedrich Schiller sprechen. Was er damals als Festredner seinen jungen und inzwischen bereits schon im Berufsleben stehenden Zuhörern darlegte, ist heute noch lebendig wie damals. Denn die Freiheit, von der er sprach, sie gehört unverlierbar zum Lebenselement unseres eigenen Daseins. Auf sie sich stets zu besinnen, sich ihrer Bedeutung und ihrer Grenzen bewußt zu sein, bildet Voraussetzung für den Fortbestand unserer Kultur. So möchten wir denn den baulichen Umbruch, den wir jetzt am Mittenberg erleben, zum Anlaß nehmen, um die damalige Festrede Prof. Thürers unsern Lesern darzubringen, denn, was der Redner seinen jungen Zuhörern ausbreitete, wird auch noch in abermals zehn, wird auch in zwanzig und fünfzig Jahren noch unverrückbar Geltung besitzen, wenn anders unsere geistigen Güter erhalten bleiben sollen.

*

Gestern hat es sich zum 200. Male gejährt, daß im schwäbischen Neckarstädtchen Marbach ein Knabe zur Welt kam, dessen Name Friedrich Schiller heute, so weit unsere Sprache klingt und singt, mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt wird, und in weiter Welt gilt er vielen Millionen von Menschen als der Inbegriff eines deutschen Dichters. Auch wir versammeln und sammeln uns nun vor ihm. Wohl wissen wir, daß es die sinnvollste Ehrung der Dichter ist, sie still zu lesen oder sich gar einige ihrer Gedichte auswendig — inwendig anzueignen, um die Kraft und die Schönheit ihrer Werke in unser Leben einströmen zu lassen. Schiller aber, der wie kein zweiter für die Bühne geboren war, soll auch vor großer Hörerschaft gefeiert werden, und wie er selbst durch unsere Erinnerung an Lesestunden wie ein feuriger Jüngling, ein Bote der Freiheit, schreitet, so freuen wir uns, den Dichter zur Jugend sprechen zu lassen. Schiller war wohl ein Drittel seines Lebens ein körperlich sehr leidender, seine besten Werke der Krankheit abringender Mensch, aber ein Greis war er nie. Als er im Mai 1805 in seinem 46. Jahr starb, schloß sich ein strahlendes Auge.

Nun mag es sein, daß unter Euch Leute sind, welche Schillers Werke bis zum Über-

druß lesen und ausziehen mußten. Es sind auch gewiß Hörer da, welche seinen Stil als dröhnend oder gestelzt, jedenfalls unserm Zeitalter, in dem der Techniker sein knappes Wort spricht und in dem die meisten Menschen auf sachliche Berichte erpicht sind, als unangemessen empfinden. Keiner hat sich solcher Empfindung zu schämen, wenn sie echt und nicht nur Nachgerede ist. Selbst ein Mann wie der Dichter Ernst Wiechert hat kurz vor seinem Abitur in einem Aufsatz Schiller einen bengalisch leuchtenden Komödianten genannt. Sein Deutschlehrer schalt ihn deswegen nicht, noch stellte er ihn vor der Klasse bloß, sondern er schilderte nur den Dichter, wie er, von einer unheimlichen Atemnot befallen, den Schweiß auf der Stirn, ein so leichtfertiges Urteil wohl aufgenommen hätte. Später, zur Zeit des unheimlich zu Krieg und Weltmacht drängenden Hitlertums, nahm sich der gleiche Ernst Wiechert in seiner Rede an die deutsche Jugend gerade Schillers «Mannesmut vor Königsthronen» zum Vorbild.

Wie Schiller nicht auf alle unter uns gleich wirkt, so lauteten auch schon die Urteile der Zeitgenossen über ihn sehr verschieden. Den einen (wie z. B. Wilhelm von Humboldt) schien er für das Gespräch recht eigentlich geboren. Andern kam er in der Gesellschaft geistlos vor; sie beobachteten den Dichter wohl, wenn er Dingen nachsann, die ihn tiefer angingen als das seichte Geplauder bei Tisch. Aber auch die Bildwerke, welche uns seine Gestalt festhalten, zerfallen in zwei Gruppen. Die einen zeigen (wie Johann Heinrich Danneckers Büste) einen von Siegeszuversicht strahlenden Kopf, der an Apoll gemahnt, die andern (wie z. B. Anton Graffs Porträt) einen besinnlichen Menschen. Welches Schillerbild ist nun das echtere? Der Held oder der Zuschauer, der Täter oder der Denker? Beide sind echt, Schiller war offensichtlich ein Mensch, der in großer Spannung lebte. Er hatte einen eisernen Willen und ein weiches Gemüt. Ansätze zu solchen Spannungen sind ja in jedem Menschen vorhanden. Sie sind uns aufgegeben. Entscheidend ist, wie der Mensch mit ihnen fertig wird. Schiller focht seinen Kampf redlich, ließ ihn schöpferisch werden und formte auch sein Leben dergestalt zum Kunstwerk, daß kein Geringerer als Goethe erklärte: «Schiller scheint mir alle acht Tage ein anderer — ein vollendeter, gewachsen an Belesenheit und Einsicht.»

Blicken wir in dieses Leben, in diese Seele hinein, so soll es in unserer Ansprache an Hand eines Leitwortes sein, das jeder junge Mensch auf sein Banner schreibt, wenn anders er überhaupt jung ist, denn es gibt ja Leute, welche greisenhafte Züge aufweisen, ehe sie die Zwanzigerjahre erreichen. Dieses *Leitwort* heißt: *FREIHEIT*. Nicht wahr, frei möchten wir allesamt sein. Frei vom Befehl der andern, frei vom Druck der Verhältnisse, frei vom Übelwollen der anderen, frei von Gewissensqualen der eigenen Seele. Ertönt in einer Klasse der Ruf: «Die nächste Stunde ist frei!», so löst er einen Jubelsturm aus. Fragt man nach einer Stunde, was nun mit der Freistunde geschehen sei, so erkennen die guten Köpfe, daß man eben meist besser weiß, wovon man frei sein wollte, als wozu. Nun, oft ist auch schon das Aufatmen an sich eine Wohltat. Wer aber glaubt, die Schule, an der er weilt, sei so sehr mit Vorschriften und Stundenplänen vergittert, daß man sich beinahe wie in einem Zwinger vorkommt, wird sein Selbstmitleid gewiß fahren lassen, wenn er vernimmt, wie es in der Mittelschule zuging, die Schiller besuchte.

Schillers Mutter hätte wie viele seelisch reich begabte Schwäbinnen ihren Sohn am liebsten auf einer Kanzel gesehen. Der Landesherr Karl Eugen von Württemberg aber griff unerbittlich in die Familien ein. Er hatte schon den Vater gehindert, sich über die Wiege des Knaben zu beugen. Als dieser nämlich am 10. November 1759, also mitten im Siebenjährigen Krieg (1756—63) zur Welt kam, weilte Vater Kaspar Schiller als Feldarzt eben in jenem Kriege, in welchem die Schwaben Seite an Seite mit den Franzosen gegen Friedrich den Großen marschierten. Großherzog Karl Eugen wollte die begabten Söhne des

Landes auf seiner «Karlsschule» zu Offizieren und Verwaltungsleuten heranbilden. Er rief tüchtige Lehrer an diese Schule, aber das Schulklima war denkbar unjugendlich. Alles wurde peinlich überwacht; auf Kommando wurden die Rokokozöpfchen geflochten, und auf Befehl wurde auch gebetet. Der Eleve Schiller genoß in acht Jahren keinen einzigen Ferientag. Bitter nannte er später den Herzog Karl Eugen den «alten Herodes», den «Mörder seiner Kindheit». Wenn der Jüngling auch manche Gunst wie den unentgeltlichen Unterricht und den sonst einem Bürgersohne verschlossenen, für den Dramatiker aber höchst wichtigen Einblick in die Hofverhältnisse nicht gebührend erkannte, so verstehen wir doch den empörten Schrei des Menschen, der bei Rousseau las, daß *jedes Kind frei aufwachsen* sollte. Wohl durfte Schiller von der Rechts- zur Heilkunde umsatteln, aber er hatte doch den ganzen Tag seine Uniform zu tragen, die derart auf bloße Parade zugeschnitten war, daß er, wenn er zu Fall kam, nicht allein aufstehen konnte.

Unter solchen Verhältnissen flüchtete sich der heranwachsende Schiller dorthin, wo der Herzog keine Tore verriegeln konnte: in die *Freiheit des Geistes*. Er ersann sich eine Welt, in der es umso toller zuging, je gefesselter der Alltag war. Im Alter, da unsere Mittelschüler ihren Matura-Aufsatz schreiben, stürmte Schiller sein Erstlingsdrama «Die Räuber» zu Papier. Er griff die uralte Fabel von den beiden ungleichen Brüdern wieder auf. Der hinterhältige, in jeder Hinsicht unschöne Materialist Franz will als Erzbösewicht seinen kühnen, herzoffenen Bruder Karl, einen strahlenden Idealisten, aus der Gunst des Vaters und der Braut drängen, um dann sowohl bei der Habe wie in der Liebe des Bruders Erbe antreten zu können. Ein von Franzens Hand gefälschter Brief meldet Karl den Fluch des Vaters, und damit bricht in diesem Studenten nicht nur der Glaube an den Vater, sondern an die gesamte Weltordnung zusammen. Er wird nun zum Räuberhauptmann, und es fehlt ihm nicht an Zulauf. Diese Räuber sind sich aber nur im «Nein» einig, das sie der bisherigen Gesellschaftsordnung entgegenschleudern, in der es manchen Mordbrennern und Dieben natürlich nicht behagte. Begeistert hören sie dem Hauptmann Karl Moor zu, wenn er ausruft: «Mein Geist dürstet nach Taten, mein Atem nach Freiheit!», und freudig fallen sie auch ein, wenn Moors Widersacher unter den Räubern das Lied anstimmt: «Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne.» Es ist ein Lob der Galgenvögel auf das ungebundene Leben. Wozu sagen die Räuber aber Ja? Gewiß, es gibt herrliche Kerle unter ihnen, deren Treue unverbrüchlich ist. Eine Pflanzstätte einer neuen guten Ordnung mit einer höheren Gerechtigkeit aber ist die Räuberbande doch nicht. Karl Moor erkennt, daß sich viel Gesindel um ihn geschart hat, lichtscheue Leute, welche lügen und betrügen, Frauen schänden und Lust am Quälen unschuldiger Kinder empfinden. Ja, er muß einsehen, daß er bei all seinen Führereigenschaften doch nicht der Mann ist, um eine Welt zu stiften, die edler wäre als die von ihm bekämpfte. So stellt er sich schließlich freiwillig dem Gericht. Er hat erkannt, daß es mit dem bloßen Abreißen nicht getan ist und daß das Aufrichten der neuen Ordnung nicht wohl mit schmutzigen, blutbefleckten Händen besorgt werden könne. *Der ungestüme Ruf nach Freiheit* durfte nicht der Willkür das Wort reden. Er mußte eines Tages dem ernsten Gespräch, der Suche nach einer neuen Ordnung weichen.

Die Wirkung der «Räuber» in der Zuhörerschaft war von einer Dramatik, welche derjenigen des erstaunlich bühnensichern Werkes auf der Bühne oben wenig nachstand. Ein Augenzeuge beschreibt den Aufruhr bei der Uraufführung in Mannheim: «Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste und heisere Aufschreie im Zuschauerraum. Fremde Menschen fallen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Türe. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, unter dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht.»

Der Dichter, der ohne Urlaub von Stuttgart herbeigereist war, sah unerkannt von der Parterre-Loge aus, was sein Dichterwort auszurichten vermochte. Er ahnte, welche Waffe, welches Werkzeug ihm in die Hand gegeben war, und sah, daß er fürwahr das Zeug hatte, seine Mitmenschen im Innersten aufzuwühlen. Sollte er, wie sein Sprecher und Held Karl Moor, es beim Aufruhr bewenden lassen, oder war es ihm gegeben, eine neue Ordnung in Kunst und Politik aufzurichten?

Wie hart das Joch den Dichter drückte, zeigten die Vorfälle bei seiner Heimkehr. Da seine Anwesenheit in Mannheim doch ruchbar geworden war, bekam er 14 Tage Arrest. Obendrein fürchtete der Herzog Verwicklungen mit dem Auslande, denn in den «Räubern» sagte einer, Graubünden sei das Athen, d. h. soviel wie das gelobte Land der heutigen Gauner. Bündner und ihre Freunde verwahrten sich dagegen, und es half Schiller wenig, daß er dem aufgebrachten Herzog klarzumachen versuchte, wie ja jener Spiegelberg, der widerlichste der Räuber, das lose Wort sprach und daß er es selber gar nicht decke. Genug, der Herzog, dem wohl bei der Buchausgabe der «Räuber» der Untertitel *«in tyrannos»*, d. h. «Gegen die Tyrannen!» nicht entgangen war, überschüttete ihn mit Vorwürfen und drohte ihm mit Festungshaft. Er verbot ihm das Komödienschreiben.

Sollte Schiller, der sich zum Dichter berufen fühlen durfte, dieses geistige Todesurteil hinnehmen? Daß jene Drohung nicht bloße Angstmacherei war, wußte Schiller vom Schicksal des Dichters Schubart, welcher auf dem Hohen Asperg seine Freimütigkeit mit jahrelangem Kerker bitter genug büßte. So reifte in Schiller der Plan zur Flucht, die ihm an der Seite des Musikers Andreas Streicher glückte. Nach einem entbehrungsreichen Jahre wurde der 24jährige als Theaterdichter des Nationaltheaters in Mannheim angestellt, allerdings mit der Verpflichtung, Jahr für Jahr drei Stücke zu liefern. Das erste hieß «Die Verschwörung des Fiesco zu Genua». Allein die Aufnahme blieb kühl, und der Freiheitsdichter erkannte: *«Republikanische Freiheit* ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung — ein leerer Name. In den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut.» Fand der Kampf um den Staat bei den eingefleischten Untertanen kein Gehör, so sollte das Ringen zwischen Herrschertum und Menschenherz die Zeitgenossen als stets bedrohte Opfer des Absolutismus ergreifen. Schillers drittes Drama «Kabale und Liebe» war denn auch ein Zeitstück. Es verschwieg die Tatsache nicht, daß deutsche Fürsten damals junge Burschen zu Tausenden ins Ausland verkauften, um damit ihren oft sittenlosen Hofhalt finanzieren zu können. Der Untertan galt jener Zeit, da Adlige und Bürgerliche nicht mit dem gleichen Wasser getauft werden durften, wenig genug. Das Stück zeigt, daß sich die echte Liebe aber nicht an die Schranken der Stände hält. Ferdinand, der Sohn eines schurkischen Präsidenten eines solchen absolutistischen Fürsten, liebt die Tochter eines bürgerlichen Geigers, die Luise Millerin. Nach dem Willen des Hofes aber soll Ferdinand die Maitresse des Herzogs heiraten, und der kriecherische Sekretär Wurm will Luise an sich binden. So setzt die Hofintrige, eben die «Kabale» ein, und die jungen Liebenden werden hämisch überspielt. Sie sterben in schauervollen Mißverständnissen. Das Stück ist mit seinem der Wirklichkeit abgelauschten Stil eine erschütternde Anklage gegen die Verächter der Menschenwürde, eine glühende Fürsprache für die *Freiheit von Standesunterschieden und Standesvorurteilen.*

Schiller erkannte bald, daß er jene Verpflichtung zu drei Stücken im Jahre nicht einhalten konnte. Wohl arbeitete er sich müde, ja krank und nahm bleibenden Schaden an seiner Gesundheit. Bettelarm verließ er Mannheim, um *seine schöpferische Freiheit* zu retten. Freunde halfen ihm über die größte Not hinweg, und in ihrem Schutze konnte er in Dresden sein nächstes großes Drama vollenden, das an den spanischen Hof der Gegenreformation führte. «Don Carlos» ist der Sohn des mächtigsten Herrn der Welt, Philipps II. Der Kronprinz hadert mit dem Vater, weil dieser seine Braut, eine französische Prinzes-

sin, heiratet, und er kann in seiner Stiefmutter die einstige Braut nicht vergessen. Dieses private Schicksal tritt aber in den Hintergrund gegenüber einem Anliegen der ganzen Menschheitsfamilie. Deren Anwalt ist der Freund des Prinzen, Marquis Posa. Der König beruft ausgerechnet diesen als seinen Ratgeber, und in einer berühmten Szene faßt der hochgemute Ritter all seine Ratschläge zusammen in die große Bitte: «Sire, geben Sie *Gedankenfreiheit!*» Es ist eine Sternstunde der Menschheit. Wird der Monarch, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht, den Stern der Freiheit aufgehen lassen? Nein, das Jahrhundert, so sieht der Held ein, war seinem Ideal noch nicht reif. Marquis Posa hatte eben als Aufklärer gesprochen, als ein Mensch des 18. und nicht des 16. Jahrhunderts. Zugleich redet er auch unserm 20. Jahrhundert ins Gewissen. Der totalitäre Staat der Diktaturen würgt die freien Menschen ja aufs neue. Liebe junge Freunde, Ihr hättet dabei sein sollen, als wir im Deutsch-Seminar unserer Hochschule St. Gallen mit über 20 ungarischen Flüchtlingsstudenten den «Don Carlos» besprachen, beschworen. Da ging jeder Satz aufs Lebendige, und der Eiserne Vorhang war in jener Stunde zum Greifen nahe.

Man hat schon beobachtet, daß die Schillerschen Helden, welche als Sprecher seiner Ideen auftreten, etwa das Alter des Dichters zur Zeit der Niederschrift seiner Dramen haben. Der Räuberhauptmann Karl Moor ist etwa zwanzig, Marquis Posa rund dreißig Jahre alt. Der Freiheitsdichter ist inzwischen gereift. Er will nicht Freiheit aus Überschwang, sondern Freiheit zur Einsicht. Die Gedankenfreiheit soll die *politische Freiheit* vorbereiten. Die Menschen sollen nicht auf die Freiheit losgelassen, sondern zu ihr erzogen werden. Nun könnt Ihr, junge Freunde, wohl einwenden, die Gedanken seien, wie es im Liede heißt, ja ohnehin frei. Schiller aber verstand das Wort im Sinne Kants, des Mannes, der bald sein Denkmeister werden sollte, nämlich als Recht, seine Gedanken öffentlich ohne Gefahr der Verhaftung aussprechen zu dürfen. Solche Gedanken lagen damals in der Luft. Man stand am Vorabend der Französischen Revolution, welche übrigens Schiller gleich George Washington und Pestalozzi — zum Ehrenbürger der jungen Französischen Republik ernannte.

Wer nun aber annähme, der Stürmer und Dränger der Literatur sei alsbald auf Barrikaden geklettert, der irrte sich sehr. Als im Mai 1789 in Versailles die drei Nationalstände zusammentraten, schien Schiller in sehr ruhige Lebensbahnen einzuschwenken. Er hatte seine Gattin, die einfühlende und tapfere Lotte von Lengenfeld, kennen gelernt und war Geschichtsprofessor in Jena geworden, wo seine Antrittsvorlesung «Was ist und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?» zu einem akademischen Ereignis wurde. Der junge Professor unterschied schonungslos zwischen zweierlei Studenten und Akademikern, nämlich dem sog. «Brotgelehrten» und dem «philosophischen Kopf». Die Brotgelehrten studieren nur des Examens und einer möglichst gutbezahlten Stelle wegen. Der philosophische Kopf aber nimmt sein Studium ernster. Es hört für ihn nie auf, und er möchte die Wahrheit im Zusammenhang erkennen, also kein Fachsimpel werden. Wiederum ist es eine Freiheit, für die Schiller eintritt, die *Freiheit von der Geistesenge*. Er will den *freien Blick für das Ganze* schulen.

Der *Weg zur innern Freiheit* des Überblicks führte Schiller nun für drei Jahre in die strenge Schule der Kantischen Philosophie. Beim Königsberger Denker las Schiller das Wort, das ihm wie ein Anruf an den Menschen überhaupt und an sich selber vorkam. Es lautete: «Bestimme dich aus dir selbst!» Das könnte im Munde eines leichtfertigen Menschen wie ein Freibrief zur Willkür sein. Bei Kant aber entsprang es größter Verantwortung, hatte er doch erklärt, daß ihn zwei Dinge stets mit größter Ehrfurcht erfüllten: der gestirnte Himmel über sich und das moralische Gesetz in sich. Der Mensch wurde zum Gesetzgeber berufen, und zwar kraft seines Gewissens, nach der Wegleite des kategorischen Imperativs, der uns anhält, einem Grundsatz zu folgen, der auch einer allgemei-

nen Gesetzgebung zu Grunde gelegt werden könnte. Er sollte sich *frei entscheiden* können zwischen Natur und Kultur, zwischen bloßer Neigung und sittlicher Pflicht, zwischen Gut und Böse. Nur wer an den freien Willen glaubte, konnte diese goldene Lebensregel aufstellen.

Auch die Tatsache, daß die Französische Revolution, welche ja die «Freiheit» neben «Gleichheit» und «Brüderlichkeit» zur großen Losung erhoben hatte, sich ihr innerlich nicht gewachsen zeigte, war für Schiller kein zureichender Grund, um die Freiheit abzuschwören. Der Mißbrauch einer guten Sache rechtfertigt ja niemals deren Ablehnung überhaupt. Als Schiller damals die «Worte des Glaubens» (1797) niederschrieb, räumte er zuversichtlich der Freiheit den ersten Platz ein:

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren.
Vor dem Sklaven, der die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.

Als die Jahrhundertwende nahte, war es jedermann offensichtlich, daß die Umwälzung in Frankreich jedenfalls zunächst Krieg und nicht das goldene Zeitalter brachte. Schillers Gedicht «Der Antritt des neuen Jahrhunderts» beginnt mit den Worten:

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?

Und der Neujahrsspruch verklingt in einer gewissen Entsagung:

Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Das ist aber doch kein Verzicht auf das Vorhaben, sich für die Freiheit im Sinne der Menschenwürde einzusetzen, sondern der Vorsatz, von innenher zu wirken, damit eines Tages *innerlich freie Menschen eine freiere, gerechtere Ordnung* aufrichten.

Schiller sah in dieser Sicht auch seine Sendung als Dichter. Im Gedichte «Die Künstler» spricht er vom Amt der schöpferischen Menschen in hohen Tönen:

Der Menschen Würde ist in eure Hand gegeben —
Bewahret sie!
Sie sinkt mit Euch! Mit euch wird sie sich heben!

Der Künstler soll mit seiner Kunst den Menschen zur Harmonie mit Gottes großer Weltordnung führen. Das ist seine Aufgabe und sein Heil, wie es im Gedicht «Die Teilung der Erde» zum Ausdruck kommt. Der Einklang mit Gottes Harmonie ist wichtiger als die Anpassung an die Zeit, denn auch vom Zeitlichen und Zeitbedingten müsse sich der Mensch freihalten. «Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf. Leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben», heißt es in Schillers «Briefen zur ästhetischen Erziehung der Menschen». Die Kunst soll den Menschen innerlich befreien. Er soll sich z. B. im Theater nicht vom Stofflichen überwältigen lassen, sondern sich auch dem *freien Spiel der dichterischen Form* hingeben, gleichsam einer Ahnung ewiger Harmonie. Schönheit ist *Freiheit in der Erscheinung*.

In dieser neuen Kunstgesinnung fand Schiller in Goethe einen unvergleichlichen Weggefährten für das letzte Jahrzehnt seines Lebens. Die beiden Dichter schrieben sich in diesen zehn Jahren, wiewohl sie nach Schillers krankheitsbedingtem Verzicht auf seine Jenenser Professur in der gleichen kleinen Stadt Weimar wohnten, insgesamt rund 1000 Briefe. Es war eine Freundschaft der besten Art, d. h. mit dem Willen, aneinander zu wachsen. Die beiden Freunde waren zwar grundverschieden. Goethe kam von der Natur, Schiller von der Geschichte her zur Dichtung. Schiller ging von hohen und lichten Ideen, Goethe eher von tiefen Gefühlen und dunklen Ahnungen, ja sogar von Mythen aus, wie es sich sehr eindrücklich beim Vergleich von Balladen zeigen läßt, die nun beide mit neuerwachtem Schaffenseifer zu schreiben begannen. Goethe war in seinem Innersten Lyriker, Schiller jedoch Dramatiker — beide aber waren durchdrungen vom Auftrag des Dichters und begründeten mit der Klassik die hohe Zeit der deutschen Literatur. Wie die griechische Antike kehrten die einstigen Stürmer

und Dränger in ihren Dramen zum festgefügten Vers zurück. Ja Schiller übernahm in seiner «Braut von Messina» sogar den altgriechischen Chor, um die Handlung aufzuhalten und zu deuten, damit der Zuschauer dem grausamen Geschehen gegenüber seine innere Freiheit wahre. Das Städtchen Weimar mit seinen rund sechstausend Einwohnern sah nun Werk um Werk der großen Freunde entstehen und nicht selten die Uraufführungen der klassischen Dramen. In der Wallenstein-Trilogie enthüllte Schiller die Zeit, in welcher die Kultur in deutscher Sprache am tiefsten in die Barbarei zurückgeworfen wurde, die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Er zeigte an der Gestalt und am Schicksal Wallensteins, eines Zeitgenossen von Jörg Jenatsch, der damals auch ein gewaltsames Ende fand, wie einer seine Freiheit mißverstand, indem der Feldherr Wallenstein stets mit dem Gedanken spielte, vom Kaiser abzufallen, um im Bündnis mit dem bisherigen Feinde, den Schweden, selber Herrscher zu werden — bis die Ereignisse über ihn hinwegstürmten. Für ihn war der gestirnte Himmel nicht das Wunder, zu dem er in Ehrfurcht emporschaute, sondern als ein der Astrologie höriger und damit unfreier Mensch wollte er von ihm den Wink für das richtige Handeln erschlüsseln, während ihn ein einsichtiger, erprobter Kampfgefährte doch ermahnte: «In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne!» Wer seine freie Seele einem läppischen Horoskop preisgibt, weiß nichts von der *Würde der Willensfreiheit*. Nicht daß er unterging, spricht gegen Wallensteins Größe, sondern daß er sich überrumpeln ließ und auf Träume und Sterndeuterei mehr achtete als auf das klare «Du sollst!» Tragisch indessen ist die Ausweglosigkeit des Idealisten Max Piccolomini, dieses unvergleichlichen Jünglings, sich zwischen seinen leiblichen Vater Octavio, der als Oberst in Wallensteins Heer geheim die Sache des Kaisers betreibt, und seinen geistigen Vater Wallenstein, obendrein Vater seiner Braut, gestellt sieht.

Daß große Menschen sich in ungebrochener Größe dem Tode stellen und sich sogar zur *Freiheit von diesem irdischen Leben* läutern, zeigen die beiden führenden Frauengestalten der Trauerspiele «Maria Stuart» und «Die Jungfrau von Orleans». Beide unterliegen äußerlich und siegen doch innerlich. Ihre *Hingabe an Gott befreit* die Seelen der Eingekerkerten, als sie vom Tode gezeichnet erscheinen.

Auch auf Schillers Schaffen lastete die Ahnung des nahen Todes. Es stand im Wettlauf mit dieser grauen Macht, der er Werk um Werk abrang. Das letzte vollendete Werk sollte ihn im Geiste, nachdem er die Stoffe den großen abendländischen Nationalgeschichten entnommen hatte, noch in unser Land führen, *ins «Land der Freiheit»*. Seine Frau hatte das Feuer, mit dem sie seit ihren Institutsjahren am Genfersee von den Urschweizer Freiheitssagen erzählte, auf ihren Gatten übertragen. Und wie der liebste Mensch ihm die Stimmung schenkte, so brachte ihm der größte Freund, Goethe, selbst den großartigen Stoff des «Wilhelm Tell».

Wir alle kennen das Werk und nennen es dankbar «unsern» Tell; denn Schiller, der unser Land nie sah, hat unserm Volk so aus dem Herzen gesprochen, daß es dieses Werk und kein anderes als sein Nationaldrama anspricht, mag der Verfasser auch nicht in unsere Bürgerrodel eingetragen, ja in den rätischen Tälern von der Zeit der «Räuber» her sogar eher verfemt gewesen sein. Freilich, welch ein Wandel im Hinblick auf das *Wesen der Freiheit* zwischen jenem ersten und diesem letzten Werk! Da ist der Einzelne nicht unbedingt frei, sondern er untersteht dem Sittengesetz. Man bedenke nur, mit welcher Sorgfalt Tell in der Hohlen Gasse vor dem Pfeilschuß in Geßlers Brust sein Gewissen erforscht und wie der Dichter ihn von bedenkenlosen Mördern vom Schlage eines Parricida abhebt. Und wie der Einzelne, so auch die Gemeinschaft der Rütlileute. Der Geistliche begrüßt sie auf der nächtlichen Waldwiese nicht als Burgenbrecher, sondern als Gesetzgeber:

Hört, was mir Gott ins Herz gibt, Eidgenossen!
Wir stehen hier statt einer Landsgemeinde
Und können gelten für ein ganzes Volk.

Und Stauffacher erklärt, daß auch der Freieste nicht herrenlos sei. Ja, als das erste Gesetz zustande kommt, bekennt wiederum der Geistliche: Jetzt seid ihr frei, ihr seid's durch dies Gesetz.

Freiheit und Bindung — ist das nicht ein Widerspruch? Nein, wenn das Gesetz aus freiem Gespräch und Beschluß hervorgeht und man sich der höchsten Gebundenheit bewußt bleibt, denn auch Religion heißt Bindung, und das Johannes-Evangelium verheißt die *Freiheit im Namen des Herrn.* Auch über dem Rütli erstrahlen die Sterne Gottes, die hier Stauffacher im Sinne des Naturrechtes, der Menschenwürde, des Rechtes, ja der Pflicht zum Widerstand deutet:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht:
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Ich habe diese Verse zuerst in der Bücherei meines Vaters gelesen, der durch die Bündner Kantonsschule gegangen ist, freilich noch im letzten Jahrhundert, und nun in reifen Jahren als der letzte seiner Maturaklasse noch lebt. Er gehörte zu den einfachsten Bauernkindern unserer Bündner Heimat und war mit zwölf Jahren noch Handbub auf der Churer Alp Carmenna ob Arosa gewesen. Der Weg zur Kantonsschule bedeutete für ihn den Einstieg ins Reich des Geistes, und der Knecht auf seinem väterlichen Hofe lernte die griechischen Buchstaben, um die Wörter des Gymnasiasten abfragen zu können; abends mußte dieser auf dem Hofe oft mithelfen, und der Weg zur Schule beanspruchte beinahe eine Stunde, weil der Milchwagen mitgezogen werden mußte. An Eurer Schule aber hat sich mein Vater die Freude an Geist und Freiheit geholt und Schiller lieben gelernt, und so bin ich glücklich, mich an Ihrer Schule auch zu Schiller bekennen zu dürfen. War er nicht unser Mitbürger, so ist und bleibt er doch unser Mitmensch, und im Herzen des Landes hat ihm das Volk der Urschweiz auf dem Mythenstein den Dank ausgerichtet. Ist das nicht mehr als ein Bürgerbrief? Ach, wenn unsere Burschen in den Rekrutenprüfungen nach dem Inhalt des Ewigen Bundes gefragt werden, wissen sie gemeinhin beschämend wenig vom Pergament im Bundesbrief-Archiv zu Schwyz. Der größte Teil der Befragten sagt als Antwort jene sechs Verse, die den Kern und Keim der Freiheit bilden, wie sie in Schillers «Tell» auf dem Rütli erwogen und gelobt wurde. Gewiß ist der Bescheid auf die gestellte Geschichtsfrage falsch, aber es ist menschlich rührend, staatsbürgerlich ergreifend und für die anhaltende Macht des Dichterwortes tröstlich, wenn die jungen Leute diese Worte frei hersagen:

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein wie die Väter waren,
Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Bedenken wir, daß in *Notzeiten des freien Geistes,* wenn die Zahl der Vögte Legion wurde, in manchen Theatern bei Tell-Aufführungen sich die Zuhörerschaft wie ein Mann erhob, um diese Worte mitzusprechen, so erkennen wir ohne weiteres, daß Schiller damit nicht nur die *«Schweizer Freiheit»* meinte. Diese Freiheit stand da als eine für alle Arten der Feiheit, für die Freiheit aller. Der Mutige von Weimar sah die Nationen unter dem Gewölbe des Weltbürgertums. Für ihn war die Nation kein Höchstwert wie für den Nationalsozialismus unseligen Angedenkens, der die Nation über alles erheben, als all-einige Triebkraft festigen wollte und dabei die deutsche Nation innerlich und äußerlich tiefer stürzte als je in den letzten 10 Geschlechtern. Ist das eine Ironie der Geschichte? Sollen wir nicht eher mit Schiller sagen, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei? Jedenfalls spalteten die Auswirkungen des von Hitler entfesselten Weltkrieges schließlich Deutschland in zwei Teile. In zwei Welten, wenn wir auf die Leitworte der Maßgeben-

den hören. Man schlage Wörterbücher der beiden Deutschland auf, und man wird dort unser Leitwort «Freiheit» grundverschieden umschrieben finden. Das westliche Deutschland sieht in der «Freiheit» heute mit uns besonders die «Abwesenheit von Zwang», das östliche aber «die Einsicht in die Notwendigkeit». Was aber notwendig ist, das sagt hinter dem Eisernen Vorhang der Staat, der kein freies Gespräch darüber aufkommen läßt. Auch das Gespräch in den Schulklassen darf nicht seinen freien Gang nehmen. Was mögen wohl z. B. die Abiturienten im heutigen Weimar denken, wenn sie Wallensteins Reiterlied zu lesen beginnen:

Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Feld, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur noch Herren und Knechte;
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist
Bei dem feigen Menschengeschlechte ...

Sehen aber auch wir im Westen beizeiten zu, daß wir im freien Abendland stets eine Stätte der Freiheit zu verteidigen haben, eine Gesellschaft, für welche sich der Einsatz lohnt und welche das Schillerwort beherzigt, welches Thomas Mann — ein Vierteljahr vor seinem Tode — bei den Schiller-Feiern zum 150. Todestag des Dichters vor vier Jahren sowohl in Stuttgart wie auch in Weimar, also den Deutschen, beidseits des Eisernen Vorhangs, in Erinnerung rief. Es ist das soziale Distichon von der Würde des Menschen:

«Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen,
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.»

Fürwahr, der Idealist Schiller hat die *«Freiheit von Not»* nicht unrealistisch übersehen, hat er, der so oft und vielfach Darbende, sie doch immer wieder ersehnt, ohne aber den freien Geist je an den satten Leib zu verraten. Jegliche Freiheit muß am Richtmaß der *Verantwortung für den Mitmenschen* geeicht werden, wie auch die *Freiheit der Nationen* an der Gerechtigkeit, welche sich aus den Bedürfnissen der Menschheit ergibt, die auf einen lebendigen Frieden hofft. Daher muß jeder von uns sein Freiheitsstreben in Einklang bringen mit dem Anspruch der Mitmenschen auf die ihnen ja mit nicht minderm Rechte zustehende Freiheit. So wird die Frage nach der *«Freiheit wovon?»*, welche uns in jungen Jahren vordergründig erscheint, sinnvoll ergänzt durch die in reifern Jahren aus dem Überblick sich ergebende Frage nach der *«Freiheit wozu?»*. Diesen Weg ist Schiller aus der Zeit der Ichbefangenheit der nach Freiheit lechzenden «Räuber» bis zur staatsbürgerlichen Einsicht seines Vermächtnisses «Wilhelm Tell» auch gegangen. Daher kann er uns auf dem Wege nach sinnvoller Freiheit ein guter Ratgeber und Begleiter sein. Fest war sein Wille, für das Zusammenleben der Menschen die beste Form zu finden und zu verkünden, aber nie war er starr einem Dogma oder Schema verfallen. Auch als Gestalter war er ein steter Sucher, und daher bleibt er dem jungen Menschen besonders zugetan. Und wenn wir abschließend nochmals fragen, welches sein innerstes Anliegen als Dichter und Denker war, so dürfen wir seinen größten Freund die gültige Antwort erteilen lassen. Goethe bezeugte: «Durch alle Werke Schillers geht *die Idee der Freiheit.* Diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kunst weiterging und selbst ein anderer wurde.»

Für diese Idee der verpflichtenden Freiheit lebte Schiller und setzte sich mit Leib und Leben dafür ein auf jenem Kampffelde geistiger Auseinandersetzung, als das ihm Buch und Bühne erschienen, und mit dem Mut, den sein erwähntes Reiterlied ausstrahlt, das im Zuruf gipfelt:

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!